

»Erforschen mit Sprache«

Literatur Ihre Übersetzerin Ulrike Draesner, 58, erklärt, was das Werk der Nobelpreisträgerin Louise Glück, 77, auszeichnet.



SPIEGEL: Die deutschen Leser kennen Louise Glück kaum. Was ist das Besondere an ihrem Werk?

Draesner: Mich haben immer zwei Dinge im Speziellen interessiert. Zum einen ihr »Nature Writing«, Ich habe als Erstes ihren Band »Wilde Iris« übersetzt, in dem sie Blumen eine Stimme gibt und manche Arten auch erfindet. Sie beschreibt diese Blumen in ihrem Aussehen, aber auch in ihrem Wesen, in ihrer Art zu wachsen. Es ist ein richtiges Erforschen mit Sprache.

SPIEGEL: Und was ist das Zweite?

Draesner: Die Mythen der westlichen Welt sind prinzipiell von Männern erzählt worden. Dem fügt Louise Glück eine wichtige Perspektive hinzu, die nicht ideologisch ist,

sondern die Körperlichkeit betont.

SPIEGEL: Sie hat auch über Traumata und familiäre Verstrickungen geschrieben.

Draesner: Louise Glück findet sehr schöne Bilder dafür, die einem im Gedächtnis bleiben, zum Beispiel dass ein depressiver Mensch sich zusammenrollt wie ein Baum.

SPIEGEL: Welches Werk sollte man lesen, um sie kennenzulernen?

Draesner: Wenn man kleinere Einheiten mag und in die Blumen-Menschen-Welt eintreten möchte, ist »Wilde Iris« das richtige Buch. Wenn man eher das narrative Gedicht sucht, in dem komplexe Gefühlswelten anschaulich gemacht werden, dann »Averno«.

SPIEGEL: Haben Sie ein Lieblingsgedicht?

Draesner: Das ist der Persephone-Zyklus. Es ist einige Zeit her, dass ich ihn übersetzt



Glück

habe, und ich finde, man spürt die Kraft von Literatur auch immer daran, was einem besonders in Erinnerung geblieben ist. Dies habe ich nie mehr vergessen.

SPIEGEL: Ist es die Aufgabe des Literaturnobelpreises, auf übersehene Werke aufmerksam zu machen?

Draesner: Wenn der Preis Anlass bietet, mehr Lyrik zu lesen, finde ich das eine gute Entwicklung. Setzen wir uns hin und lesen die Gedichte von Louise Glück – am besten laut. **clv**

Draesners eigener Roman »Schwitters« ist dieses Jahr für den Bayerischen Buchpreis nominiert.

Kino Schauspielstar im Gehwägelchen-Tempo

● Gebrechlich und gefährdet, so sind Senioren in den Seuchenmonaten immer wieder dargestellt worden. Bis März galten sie vielen als die fitten Silver Ager, hofiert von Wirtschaft und Werbung, nun finden sie sich plötzlich wieder als Risikopatienten, bevormundet von Politikern und Medizinern, Kindern und Enkelkin-

dern. Da kommt ein Mutmachfilm wie »Astronaut« (Kinostart: 15. Oktober) gerade recht. Der pensionierte Straßenbauingenieur Angus Stewart, gespielt von Oscarpreisträger Richard Dreyfuss, hat sein Leben lang davon geträumt, ins All zu fliegen. Als der Milliardär Marcus Brown, gespielt von Colm Feore, einen Wettbewerb um ein Freiticket für den ersten kommerziellen Weltraumflug aus schreibt, bewirbt Angus sich aus seinem Altenheim heraus und über alle Vorurteile hinweg. Leider inszeniert Regisseurin

Shelagh McLeod die Geschichte im Gehwägelchen-Tempo mit einer tatterigen Dramaturgie, sie nimmt Handlungsfäden der Nebenfiguren unvermittelt auf und lässt sie ebenso unvermittelt fallen. Als hätte sie unterwegs vergessen, was sie eigentlich erzählen wollte. Altmeister Dreyfuss spielt Angus als Großvater mit Herz und Hirn, eine herzerweichende Performance, aber das allein bringt den Film leider nicht zum Fliegen. Die Schwerkraft des Pathos und des Kitsches hält ihn am Boden. **TOB**



FAUK | @betrayal_ | Serie, 2015 fortlaufend

Kunst Erotisierung der Hilflosigkeit

● Vielleicht können Ausstellungen Übelkeit hervorrufen – so wie Zuckerwatte, von der man zu viel gegessen hat. Dieses Moment umschlagender Anziehung kennt auch die Ästhetik. Niedlichkeit in Bildern und Skulpturen mag ein Hingucker sein, doch schnell kann sie in Übersättigung und

»#cute«-Exponat

Roboterhelden

Fotografie Andreas Mühe spinnt die Tschernobyl-Tragödie fort.

● Die Fotos muten apokalyptisch an: Eine schlanke Gestalt trägt auf jedem Bild eine andere Schutzkleidung – oder eher eine Schutzkostümierung. Die neue Bilderserie des Fotografen Andreas Mühe, die vom 9. Oktober an in Berlin ausgestellt wird, trägt den Titel »Biorobots«. Mit ihr widmet sich Mühe der Idee – und der Fragwürdigkeit – des Heldentums. Nach dem Reaktorunfall von Tschernobyl 1986 schickte die Regierung in Moskau menschliche Liquidatoren oder eben »Bioroboter« ins atomar verseuchte Gebiet.

Sie sollten unter anderem verstrahlten Schutt entsorgen. Später starben viele der Männer und Frauen qualvoll. Mühe spinnt die Tragödie von damals fort, seine Retter sind nur noch Darsteller. Gezeigt werden die Fotos in der Kirche St. Matthäus am Kulturforum. Leuchtende Fotokästen am Boden sollen an mittelalterliche Grabmäler erinnern. Zumindest gilt das für den ersten Akt der Schau. Zwei weitere Teile mit anderen Werken und neuer Anordnung folgen. Mühes Bilder haben bisher noch immer provoziert, mal sehen,

wie es mit diesen ist. Heute erleben die Menschen eine ähnliche Situation, eine unsichtbare Gefahr, Corona, bedroht ihre Gesundheit. Und tatsächlich wurden nicht wenige echte Retter zu Märtyrern. Vielleicht mag Mühes Theatralik da geschmacklos erscheinen, doch geht es ihm wohl um die Einsicht, dass Zeiten, in denen Begriffe wie Helden Konjunktur haben, nie gute sind. **UK**



Motiv aus »Biorobots«-Bilderserie

Groteske kippen. Wie schmal der Grat ist und wann Niedlichkeit abstoßend, ja unheimlich erscheint, zeigt nun die Schau »#cute. Inseln der Glückseligkeit« (NRW Forum Düsseldorf, bis 10. Januar). Putziges hat derzeit Konjunktur. Auf Instagram ist #cute einer der häufigsten Hashtags. Haustiere, Mangas, Spielzeug – Niedlichkeit soll Nahbarkeit vermitteln, Konsum ankurbeln, die Härten des Alltags mildern. Der Bruch damit ist ein gern genutztes Stilmittel im Pop, etwa wenn Billie

Eilish im Video zu »You Should See Me in a Crown« mit Prinzessinnenkrone und Spinnennetzen spielt. Was in der Schau zunächst aussieht wie ein Overkill an Flauschigkeit, erweist sich als abgründig. Unter der zuckrigen Oberfläche der Exponate stecken nicht selten Perversion, Missbrauch, Sadismus. Verniedlichung sei die Erotisierung von Hilflosigkeit, sagt die Kulturtheoretikerin Sianne Ngai, was »manchmal das Bedürfnis hervorruft, etwas kleinzumachen oder auszulöschen«. **CPA**



Clueso

Pop Italienisch für Anfänger

● Deutsche, deren Toskanaurlaub in diesem Jahr aus Pandemiegründen ausgefallen ist, haben ein paar Möglichkeiten, ihre Italiensehnsucht zu stillen. Sie können in der Pizzeria um die Ecke einmal die Speisekarte rauf und runter bestellen und dabei dem Pizzabäcker mit dem eigenen Italienischwortschatz imponieren (»Ciao«, »Grazie«, »Arrivedertschi«). Sie können erst Fellini-, dann Pasolini-Streamingabende veranstalten. Oder sie können Sven Regener dabei zuzuhören, wie er auf Italienisch singt. Regener, eigentlich bekannt als Kopf der deutschsprachigen Band Element of Crime, singt auf dem

Debütalbum des Projekts Crucchi Gang nun von einer »carta bianca«. In der italienischen Coverversion des Element-of-Crime-Songs »Weißes Papier« mischt sich norddeutscher Akzent mit einem Sound, der nach sizilianischen Nächten klingt. Übersetzt hat die meisten Lieder des Albums der Sänger Francesco Wilking. Er steuert zudem eine südländische Variante des Bilderbuchhits »Bungalow« bei; sie klingt nicht nach Party, sondern nach »festa«. Und Clueso, neben Sophie Hunger und Thees Uhlmann ein weiterer Gast auf dem Album, singt nicht mehr vom Tanzen, sondern, logisch, von »ballare!«. Seit Udo Jürgens' »Griechischem Wein« klang deutschsprachige Musik nicht mehr so nach Mittelmeerferne. **SKR**